Die berufliche und finanzielle Stellung des Elementarlehrers.

Vortrag, gehalten vor dem 31. Lehrertag zu Indianapolis.

Von *B. Kuttner*, New York.

Geehrte Damen und Herren!

Es ist seit dem Bestehen des Lehrerbundes das erste Mal, dass es mir, im Drange der Verhältnisse, gegönnt ist, den Verhandlungen desselben beizuwohnen. Um so höher schätze ich die vom Vorstande des Lehrerbundes an mich ergangene Aufforderung, am diesjährigen Lehrertage vor Ihnen als Vortragender aufzutreten, trotzdem mir, dem Fremden in Ihrer Mitte, damit die Rolle zugewiesen wird, gleichsam „mit der Thür' ins Haus zu fallen". Das Fallen der Thür' ins Haus ist nun „der Übel grösstes nicht", wohl aber der Umstand, dass der erkorene Redner, selbst ohne Thür, in die Gefahr geraten könnte, vor seinen Hörern gründlich *„durchzufallen"*. Um einer solchen Eventualität vorzubeugen, muss ich meine Darlegungen Ihrer geneigten Rücksicht anempfehlen und darauf bauen, dass bei Ihrem Urteil das „Strenge sich mit Mildem paaren" werde. Der Gegenstand, der meinen Erörterungen zu grunde liegt, berührt nicht das allgemeine Gebiet der Methoden und Lehrpläne; mit andern Worten, es ist nicht mein Zweck, den Nachweis zu führen, welches System der Lehrer zu beobachten, oder welchen Lehrgang er bei den verschiedenen Disziplinen zu befolgen oder zu meiden habe, um sich in seinem Wirken den pädagogischen Erfolg zu sichern, denn Sie werden mit mir die Ansicht teilen, dass es an Ratschlägen und Ermunterungen zur Befolgung gewisser Methoden so wenig mangelt, dass wir uns aus dem Chaos der auf uns einstürzenden Lehrvorschriften kaum herauszuwinden vermögen, und bei der Mannigfaltigkeit der einander entsprechenden oder widersprechenden Ansichten „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen" können. Der Gegenstand, der Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit gewidmet ist, betritt ein Gebiet, welches häufig von uns übersehen oder unterschätzt zu werden pflegt, weil es sich scheinbar mit den ethischen Zielen unseres Berufslebens nicht vereinen lässt, unser Augenmerk darauf zu richten, obgleich gerade dieses Gebiet die Selbstinteressen des Lehrers in hohem Grade berührt und das er, aus Rücksicht für die Bedingungen seiner materiellen Lebenslage, seiner Beachtung nicht entziehen darf. Ich meine damit: „Die berufliche und finanzielle Stellung des Elementarlehrers überhaupt."

Es giebt wohl kaum eine Berufsklasse unter den Gebildeten des Volkes, welche mehr Berechtigung zu haben glauben, mit ihrer Lebensstellung unzufrieden zu sein, als der überwiegende Teil in der Gesamtheit der Elementarlehrer. Der gesellschftliche Umgang mit Beıufsgenossen

giebt uns oft Gelegenheit, Lehrern oder vielmehr „Nicht Lehrern" zu begegnen, denen der ergriffene Beruf keinerlei Befriedigung, keinerlei Anregung zu gewähren vermag, und die denselben zu verlassen gedenken, sobald eine gute Gelegenheit sich dazu bietet. Wir können, bei einiger Beobachtung, diese Wahrnehmung ganz besonders bei jungen, amerikanischen Lehrern machen, hauptsächlich dann, wenn sie sich in den Anfangsstadien ihrer Laufbahn befinden. Ja, diese werden Ihnen sogar unverhohlen sagen, dass sie, wenn sie noch lange im Amte blieben, fürchten müssten, zu etwas „Besserem", wie sie sich ausdrücken, untauglich zu werden. Auf sie passt in Wirklichkeit das Dichterwort:

„Sie reden und träumen viel
Von bessern, künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, gold'nen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen."

Sie wähnen in der That für einen grösseren Wirkungskreis bestimmt, zu etwas „Höherem geboren zu sein", und die Lehrerstellung ist ihnen weiter nichts, als die bequeme Vermittlerin zu anderen Zielen; die Verbindungsbrücke, die sie einem andern, vielleicht *bessern* Thätigkeitsgebiete zuführen soll. Die unmittelbaren Gründe dieser Anschauung liegen auf der Hand. Diese Leute übernehmen ja das schwierige, verantwortliche Amt des Lehrers nur unter dem Drucke zwingender Verhältnisse, mit der vorher bestimmten Absicht, sich der Bürde zu entledigen, sobald die Stunde der Befreiung von derselben eingetreten ist. In einem Lande wie diesem, welches dem Spekulations- und Unternehmungsgeiste Thür' und Thore öffnet, wird es auch dem Fahnenflüchtigen aus unseren Reihen oft gelingen, sich das erträumte Glücksgebäude zu errichten und sich gar nicht selten zu einer Höhe emporzuschwingen, die seine kühnsten Hoffnungen und Erwartungen überragt, vorausgesetzt, dass Energie und Thatkraft und einflussreiche Freunde ihm auf seiner Jagd nach dem Glücke helfend zur Seite stehen. Zur Bestätigung des Gesagten will ich Ihnen beispielsweise nur zwei Männer ins Gedächtnis rufen:

1. Den verstorbenen Handelsfürsten A. T. Stewart, der seine Laufbahn als Lehrer begann, und

2. Den Präsidenten Garfield, der sich vom Lehrer zur höchsten Beamtenstellung des Landes emporschwang. — Dessen unglückliches, tragisches Ende thut hier nichts zur Sache.

Aber nicht immer sind die Götter dem Streber günstig. Er kommt im Kampfgewühl des feindlichen Lebens nicht selten zu der Erkenntnis, dass er bei seiner Fahnenflucht aus dem Regen in die Traufe gekommen ist, und in der Unterschätzung dessen, was er besass, die Wirklichkeit einem Phantom geopfert hatte. Folgerichtig ergreift ihn die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Egyptens. Er sucht den Rückweg zu seinem früheren Wirkungskreise einzuschlagen, findet aber zu seinem Leidwesen gar

nicht selten, dass derselbe mittlerweile versperrt oder unzugänglich geworden ist. Thatsächlich ist es einigen aus meinem Bekanntenkreise so ergangen. Den meisten gelingt aber der Übertritt zu dem erträumten „Bessern“, trotz des Wünschens und Harrens, gar nicht. — Sie verbleiben demzufolge, der eisernen Notwendigkeit gehorchend, in dem ihnen lästigen Amte, stetige Ankläger des bittern Geschicks, das sie in eine Bahn gelenkt, die ihrer Geschmacksrichtung so wenig entspricht, wie etwa dem Sklaven die unfreiwillige Arbeit. Zur Höhe der Zeit sich emporzuschwingen, ist ihre Sache nicht, denn ihnen fehlt das ethische Wollen und der moralische Ehrgeiz, die wesentliche Triebfeder alles Gelingens auf dem Felde höherer, menschlicher Thätigkeit. Für den Pflichtinhalt ihres Amtes haben sie keine andere Schätzung, als die materielle, ohne welche sie der Existenzmittel verlustig gehen würden, die die Stellung ihnen liefert. Im Laufe der Jahre entwickelt sich naturgemäss bei solcher Denkweise im Lehrer eine verbitterte, nörgelnde, dem Schicksal grollende Gemütsart, die er mit dem vollen Umfang ihrer Abstössigkeit auf die Schüler einwirken lässt, die seiner Leitung anvertraut sind. Jede Neuerung auf pädagogischem Gebiete gilt ihm als Erschwerung seiner Pflichten, und er entwickelt sich mit der Zeit zum verknöcherten Pedanten, falls er sich nicht bald mit den Schattenseiten des Lehrfaches abzufinden weiss.

Treten wir einmal aus unserem eigenen Berufskreise hinaus und fragen bei andern Erwerbsgebieten an, ob sich dort eine Geneigtheit zum Austritt aus der betretenen Lebensbahn wahrnehmen lässt. Wünscht etwa der Arzt seinen mühevollen, verantwortlichen Beruf mit einem andern zu vertauschen? Will der Advokat seine Rechtspraxis aufgeben, um sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit zu suchen?? Oder strebt der praktische Geschäftsmann, seine kaufmännische Laufbahn zu verlassen, um sich einem andern Lebensberufe zuzuwenden? Oder gar, würde einer der Angehörigen der erwähnten Berufszweige, unter gewöhnlichen Verhältnissen und aus reiner Liebe zum Fache, auf den Gedanken kommen, sich dem Lehrfach widmen zu wollen, selbst wenn bei vorhandener Befähigung sich dazu die Gelegenheit böte? Diejenigen, die das Missgeschick und Unglück, und der bittere Kampf des Lebens überhaupt, in die Arme des Lehrfachs treibt, können meinen Anschauungen nicht als Norm gelten. Ebensowenig können solche mir als Beispiel dienen, die sich, innerhalb des Amtes, zur Höhe emporgeschwungen haben, sei es vermöge ihrer hervorragenden Geistesgaben oder ihrer Fähigkeit, diejenigen demütig zu umwerben, denen Macht und Einfluss zur Verfügung stehen. Woher nun, fragt es sich, diese Apathie gegen das Lehramt, und der heisse Wunsch vieler, besonders junger Lehrer, andern Arbeitsgebieten den Vorzug zu geben, um etwas „Besseres“ zu werden? Ist die Klage über die Lebensstellung, die der Beruf ihnen bietet, gerechtfertigt oder

nicht? Ist der Vorgang nur der Auswuchs menschlicher Ungenügsamkeit, oder liegen demselben Übel zu grunde, die beseitigt werden könnten? Werfen wir vorerst, ehe ich zur Beleuchtung dieser Frage übergehe, unsern Blick auf die äusseren Umrisse unserer Amtspflichten und legen dabei den Massstab an, wie die Uneingeweihten im Volke sich dieselben vorstellen. Es sei mir dabei gestattet, die Stadt New York zum Vorbild zu nehmen. Der Lehrer beginnt sein Tagewerk erst um 9 Uhr morgens. Er ist, so meint man, um 3 Uhr nachmittags damit zu Ende. Er arbeitet somit, wenn wir die Mittagspause nicht mit einschliessen, nur 5 Stunden per Tag. Jeden Samstag in der Woche, während der Schulperiode, ist er seiner Unterrichtspflichten entbunden. Man gewährt ihm eine Ferienzeit von 10 Wochen während der heissesten Zeit des Jahres, welche unbestreitbar für sein körperliches und geistiges Wohl und für seine intellektuellen Interessn von höchstem Werte ist. Dazu treten ferner: Die Weihnachtsferien, die Osterferien, als neueste Schöpfung; Lincolns Geburtstag, gleichfalls neu; Washingtons Geburtstag, der Karfreitag, der Wahltag, und endlich der Danksagungstag mit dem darauf folgenden *Freitag*. Nach dieser Aufstellung ist der Lehrer der erwähnten Stadt im Jahre nur 182 *Tage* à 5 *Stunden per Tag* beschäftigt, während das gewerblich arbeitende Publikum im allgemeinen durchschnittlich im Jahre 306 *Tage à* 8—9 *Stunden per Tag* arbeitet, ohne der Annehmlichkeiten der langen Ferien teilhaftig zu werden. Es mögen wohl die Zeiteinteilungsverhältnisse der Schulen in andern Städten und Landesteilen anders liegen, aber wesentlich werden sie die aufgestellte Norm nicht ändern können. Zudem, argumentiert man weiter, tritt noch der bedeutungsvolle Umstand hinzu, dass die materielle Lage anderer Arbeitskreise von den Schwankungen der geschäftlichen Zeitverhältnisse und industriellen Konjunkturen abhängig ist, während wir, wenigstens in den grösseren Städten des Landes, wo geordnete Schulverhältnisse herrschen, auf die Permanenz unseres Einkommens rechnen dürfen. Wenn wir nun auf die fast kindlichen Volksbegriffe eingingen und den Zeitaufwand, den unsere Pflichten erheischen, als einzigen Wertmesser unseres Wirkens gelten liessen, so befänden wir uns allerdings relativ im Vorteil vor andern Berufszweigen, und wir ständen dem Urteil der gedankenlosen Menge: „Der Lehrer habe keinen Grund zur Klage, er habe es besser als andere," verteidigungslos gegenüber. Das tiefere Eingehen in das Wesen unserer Berufspflichten, vom Standpunkt der Erfahrung diktiert, entrollt uns aber ein ganz anderes Bild. Ist der messbare Zeitaufwand in der Ausübung unserer Pflichten wirklich der einzige Gradmesser für den Wert derselben? Haben wir nicht höhere Aufgaben zu erfüllen, als diejenigen, deren Berufsthätigkeit nur den materiellen Bedürfnissen des Menschen dient? Giebt es für unseren Stand keine edlere Schätzung, als uns den Lohndienern des Mammons beizuzählen? Das eben ist die

dunkle Seite unseres erhabenen Berufes, dass man in der Gesellschaft unsern Wert zu wenig schätzt und auf unser bescheidenes Wirken zu wenig achtet. Nur langsam und zögernd beginnt der intellektuelle Teil des Volkes unsere Bedeutung für das allgemeine Menschenwohl zu würdigen, und neben dem nationalen Siege, durch den wir Frankreichs stolze Macht gebeugt, haben auch die Lehrer einen grossen sozialen Sieg errungen, indem man zugestand: „Der deutsche Schulmeister habe den Krieg von 1870 gewonnen".

Mit zähem Widerstreben nur gelangt man zur Erkenntnis, dass man auch unsern Stand den Gelehrten beizuzählen habe, und wir ihnen ebenbürtig zur Seite gestellt werden dürfen. Haben wir etwa geringern Anspruch auf diese Standesstufe, als andere Gelehrtenfächer? Unnachgiebig und streng sind die Forderungen, die man an uns stellt. Der Lehrer soll nicht nur Lehrer im engeren Sinne, er soll der geistige und moralische Bildner seines Zöglings sein; mit andern Worten, es ist nicht nur seine Aufgabe, ihm die verschiedenen Gebiete des menschlichen Wissens zu erschliessen, sondern er soll auch den ganzen Menschen für seine zukünftige Bestimmung vorbereiten. Die Erziehung ist eine Wissenschaft, eine Kunst. Will sie diese Bezeichnung verdienen, so muss sie auf das ganze Seelenleben, auf das Fühlen und Denken, auf das Wollen und Handeln des Zöglings in solcher Weise einzuwirken suchen, dass dadurch sein Menschentum, d. h. die Keime der Vernunft und Sittlichkeit, die in ihm wohnen, sich entwickeln und gedeihen. Die wahre Erziehung will, in ihrem Streben nach harmonischer Ausbildung aller Kräfte und Anlagen des Zöglings, den zu Erziehenden zu sittlichem Handeln, d. h. zur Bethätigung des Guten führen. Der Aufbau und die Entwickelung des moralischen Charakters gelten ihr als höchstes Ziel. Diese Forderungen zu erfüllen, muss das ganze Sein des Lehrers und Erziehers in seinem Berufe aufgehen. Die edlern Seiten seiner Individualität muss er auf seine Zöglinge übertragen. Erziehungsfähigkeit vor allen Dingen und Liebe zum Berufe sind die unerlässlichen Bedingungen zur Erreichung seiner Ziele. Es giebt für ihn kein lässiges Verweilen, kein Zögern, keinen Stillstand:

„Rastlos vorwärts musst du streben,
Nie ermüdet stille steh'n,
Willst du die Vollendung seh'n."

sind hier des Dichters Worte.

Leicht und mühelos vollzöge sich der Bildungsgang des jungen Menschen, wenn Empfänglichkeit und Fügsamkeit für die erzieherischen Massnahmen bei jedem Individuum die gleichen wären.

Doch nein! Dem Werke des Erziehers sind Schranken gezogen, die oft seine Ziele durchkreuzen. Der Einfluss des elterlichen Hauses, die Eindrücke und Erfahrungen der Aussenwelt wirken mächtig auf die

Charakterbildung des jungen Menschen ein. Mit diesen Einwirkungen auf das jugendliche Gemüt hat der Erzieher stets zu kämpfen, falls dieselben von aussen her in falsche Bahnen gelenkt worden sind; es ist der stete Kampf des Idealen und Guten mit den Gegenströmungen des Unsittlichen und Rohen.

Zu den grössten Fehlern der Jugend gehört unstreitig der *Widerwille* gegen jede ernste, geordnete Thätigkeit, ein Fehler im Zögling, welcher, gepaart mit mangelnder Einsicht in die erzieherischen Zwecke, für seinen Entwickelungsgang von folgenschwerer Bedeutung ist, wenn es dem Erzieher nicht gelingt, diesem Hange zur Trägheit Einhalt zu gebieten. Die Trägheit im Zögling ist des Erziehers schlimmster Feind. Unpünktlichkeit, Unaufmerksamkeit, überhaupt die Gleichgültigkeit und der Leichtsinn, mit welchen der Schüler seinen Schulpflichten obliegt, sind Unterarten jenes Fehlers. Die Anordnungen des Lehrers befolgt er nicht mit jener freudigen Willfährigkeit, weil der Nutzen sie erheischt, sondern weil er fühlt, dass er sich den Zwangsmassregeln der sittlichen Ordnung innerhalb der Schule fügen muss.

Dies ist das Land der Kinderverehrung. Es giebt Eltern, denen der Wille ihrer Kinder Gesetz ist, und es entsteht oft die Frage, wer von ihnen der Erzieher und wer der Erziehende ist. Dass diese verzärtelten Männlein und Fräulein das Amt des Lehrers ausserordentlich erschweren, liegt auf der Hand. Diese kleinen Grössen sind gefeit und unantastbar gegen die geringsten körperlichen Strafen, eine Prozedur, die sich ja selbst die Eltern kaum erlauben würden. Wenn z. B. ein Lehrer in New York zu diesem, manchmal sehr notwendig werdenden Mittel griffe, es wäre bald um ihn gescheh'n. Zudem ist noch der kleine Störenfried ein gründlicher Kenner des darauf bezüglichen Gesetzes, und enblödet sich nicht, falls nötig, seine Rechte zu verfechten. Dieser missverstandene, oft bis zur Respektlosigkeit ausartende Freiheitssinn, der in der amerikanischen Schuljugend wurzelt, bildet eben das charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen *ihr* und derjenigen unseres Geburtslandes. Der deutsche Schüler achtet und ehrt seinen Lehrer instinktiv. Dieser ist den Eltern desselben Freund und Berater. Er wird in den Familienkreis gezogen, nimmt Teil an den Leiden und Freuden der Familie. Sein Zögling gedenkt seiner noch in späten Tagen mit Ehrfurcht und Dankbarkeit. Der amerikanische Schüler dagegen erblickt in seinem Lehrer einen Menschen, der für seine Dienstleistungen finanziell entschädigt wird. Es kommt weder ihm, noch dessen Eltern in den Sinn, ihn als Wohlthäter anzuerkennen. Er ist dem Gedächtnis entrückt, sobald man seiner Dienste nicht mehr bedarf.

Schluss folgt.